Zeitschrift: Schweizer Soldat : die führende Militärzeitschrift der Schweiz
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 89 (2014)
Heft: 7-8

Artikel: Das Ende des Feldherrnhügels
Autor: Münkler, Herfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-717447

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Ende des Feldherrnhügels

Der Erste Weltkrieg brachte einen ungeheuren militärischen Entwicklungsschub. Die Gefechtsführung verlagerte sich nach unten und oben. Der säbelschwingende Kavallerist wich dem Stahlhelmsoldaten im Schützengraben. Die letzten Ritter duellierten sich in der Luft.

VON HERFRIED MÜNKLER – AUS DEM WELTWOCHE-SONDERHEFT ZUM ERSTEN WELTKRIEG

Wenn vom Stellungskrieg und den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs die Rede ist, suggeriert das die Vorstellung von einem Stillstand des Kriegsgeschehens, bei dem sich kaum etwas verändert hat. Tatsächlich ist der Grosse Krieg von 1914 bis 1918 mit einem eher geringen Aufwand an strategischer Kreativität geführt worden: Als die deutsche Umfassungsstrategie gescheitert und der französische Durchbruchsplan misslungen war, erstarrte der Krieg an der Westfront.

Bilder: Weltwoche

Sturmlauf der Angreifer entschleunigt: deutsche Soldaten mit Maschinengewehr, 1915.

Innovationen

Aber dieser erste Eindruck täuscht: Unter dem scheinbaren Stillstand fand eine Fülle waffentechnischer Innovationen statt, von denen die Kriegführung revolutioniert wurde.

Militärtechnisch stellt der Erste Weltkrieg eine ungeheure Entwicklungsbeschleunigung dar: Als er begann, war er den Kriegen des 19. Jahrhunderts ähnlich, in denen Bajonettangriffe und Kavallerieattacken schlachtentscheidend gewesen waren; und als er nach vier Jahren endete, glich er bereits den Kriegen, wie sie dann in der Mitte des 20. Jahrhunderts geführt wurden.

Das Defizit an strategischer Kreativität wurde durch technische Innovationen wettgemacht. So verlor etwa das Pferd, über Jahrtausende das wichtigste Mittel zur Angriffsbeschleunigung, im Verlauf dieses Krieges viel von seiner früheren Bedeutung und wurde durch den Verbrennungsmotor als Antriebsaggregat von Maschinen zumindest teilweise ersetzt.

Neu: Scherenfernrohr

Hatte die Schlachtenmalerei des 19. Jahrhunderts die Feldherren noch zu Pferde gezeigt und auf Hügeln platziert, von wo aus sie den Verlauf des Geschehens überblicken und – dies die Suggestion der Bilder – lenkend eingreifen konnten, so zeigen Fotografien des Ersten Weltkrieges Generäle, die mit Hilfe von Scherenfernrohren den Gefechtsverlauf beobachten. Die erhöhte Position des Pferderückens ist optischer Technik gewichen. Man war dadurch für gegnerische Artilleriebeobachter nicht so leicht auszumachen. Repräsentativität wurde durch Effektivität abgelöst.

Die einfachen Soldaten passten sich mit ihren Uniformen der Umgebung an und gruben sich ein, um möglichst unsichtbar zu sein, und die Schlachtenlenker verschwanden vom Feldherrnhügel und zogen sich in geschlossene Räume mit riesigen Kartentischen zurück; der Blick auf das Kampfgeschehen wurde durch Generalstabskarten und die darauf eingezeichneten Symbole für Truppenkörper ersetzt.

Vor allem waffentechnische Innovationen haben zum Erstarren der Frontverläufe geführt: Kaum etwas hat mehr zum notorischen Scheitern von Sturmangriffen beigetragen als die Schussfrequenz des Maschinengewehrs, zumal dann, wenn in dessen Schussfeld Stacheldrahtverhaue errichtet waren, die den Sturmlauf der Angreifer entschleunigten. Es dauerte Monate, wenn nicht Jahre, bis die Kommandeure begriffen hatten, dass unter diesen Umständen die klassische Form des Sturmangriffs ausgedient hatte. Gegen die modernen Waffen war mit Mut und Willenskraft nicht anzukommen. Man musste nach anderen Möglichkeiten suchen, die Überlegenheit der Verteidigung zu brechen und dem Angriff neue Möglichkeiten zu verschaffen.

Tagelang Beschuss

Doch auch die Verteidiger hartumkämpfter Frontabschnitte bekamen die industrielle Modernisierung des Krieges in Form eines bis dahin unvorstellbaren Artilleriebeschusses zu spüren. Man hatte sich eingegraben, um weniger verwundbar zu sein, und tatsächlich waren mit dem Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg die Verluste auf beiden Seiten zurückgegangen. Aber sie schnellten wieder hoch, sobald eine Seite in die Offensive ging.

Um diese vorzubereiten, nahm man die gegnerischen Gräben unter tagelangen Artilleriebeschuss. In den Unterständen sitzend und auf den gegnerischen Angriff wartend, waren die Verteidiger dem Trommelfeuer ausgesetzt, zählten, wer rechts und links gefallen war, und rechneten jeden Augenblick damit, selbst getroffen zu werden. Feldpostbriefe und Tagebucheinträge zeigen, wie die erzwungene Passivität die Soldaten nervlich aufrieb.

Man suchte nach Möglichkeiten, die Verwundbarkeit des menschlichen Leibes zu vermindern, und dabei experimentierte man zunächst mit Körperpanzern, wie es sie in der Kriegsgeschichte immer wieder gegeben hat. Aber Körperpanzer waren zu schwer und zu unbeweglich; am Schluss blieb davon nur der Stahlhelm übrig, der bei den Deutschen die Pickelhaube ablöste. Mit seinem weit heruntergezogenen Nacken- und dem verstärkten Stirnteil schützte der Stahlhelm gegen Granatsplitter ohne grosse Durchschlagskraft und gegen aus grösserer Entfernung abgefeuerte Gewehrkugeln.

Vor allem veränderte er das Erscheinungsbild der Soldaten; mehr noch als die Uniform glich er sie einander an. Die individuelle Physiognomie, unter der Pickelhaube noch sichtbar, wurde auf die harten Gesichtszüge des Frontkämpfers reduziert. Die Gleichförmigkeit der Helme verschlang den Rest von Individualität.

«Weibliche» Panzer

Was der Stahlhelm für die Erscheinungsform des Soldatischen, war der Tank beziehungsweise Panzer für die Art seiner Fortbewegung.

Es waren die Briten, die den entscheidenden Schritt taten, als sie nicht mehr den menschlichen Körper zu panzern suchten, sondern ein bewegliches, auf Raupenketten bewegtes und durch einen Motor angetriebenes gepanzertes Gehäuse schufen, das die Verwundbarkeit der Soldaten verminderte und als Träger für schwere Waffen diente, die so an die gegnerischen Stellungen herangeführt wurden. Mit Maschinengewehren bewaffnete Tanks bezeichneten die Briten als «weiblich», mit Kanonen ausgestattete Tanks als «männlich». So wurden die Kampfmaschinen terminologisch der menschlichen Vorstellungswelt anverwandelt.

Aber der waffentechnische Sprung, den der Panzer im Prinzip darstellte, wurde in den beiden letzten Jahren des Krieges, als die Ungetüme vermehrt zum Einsatz kamen, durch eine Reihe von Entwicklungsproblemen gebremst: Da war zunächst die Entlüftung des Innenraums, in dem der Pulverqualm zum Ersticken oder zur Bewusstlosigkeit der Besatzung führen konnte. Doch wenn man die Lüftungsklappen zu weit öffnete, warfen gegnerische Nahkämpfer Handgranaten in den gepanzerten Innenraum und schalteten auf diese Weise die Kampfmaschine aus.

Ein anderes Problem war die Langsamkeit der Tanks – wie die Panzer im Englischen bis heute nach ihrem ursprünglichen Tarnbegriff heissen –, die sie für gegnerisches Artilleriefeuer verwundbar machte.

Und dann gab es noch die Panzergräben, in denen sie steckenblieben oder bei deren Überwindung sie sich aufrichteten und ihre ungepanzerte Unterseite zeigten, wodurch sie leicht ausser Gefecht gesetzt werden konnten. So hielten die Panzer zunächst keineswegs, was man sich von ihnen versprochen hatte. Das macht die deutsche Entscheidung nachvollziehbar, weitgehend auf den Bau von Panzern zu verzichten. Das war eine Fehlentscheidung.

Was für Briten und Franzosen der Panzer, war für die Deutschen das Giftgas. Das war schon wegen der weltweit führenden Stellung der deutschen chemischen Industrie naheliegend. Fritz Haber, der als Wissenschaftler die Entwicklung chemischer Kampfstoffe vorantrieb, sprach von einer Humanisierung des Krieges. «Wo es nach Gas riecht, hört die Tapferkeit auf», lautete seine Formel. Indem man ihre Umwelt vergiftete, so das Kalkül, musste man die Soldaten nicht töten, um ihren Widerstand zu brechen – sie flohen von sich aus.

Munitionsfabrik im britischen Chilwell, 1917.

Gaswolken

Die bei einem Gasangriff herantreibende Gaswolke schlug die Soldaten in die Flucht, ohne dass dabei ein Grossteil von ihnen getötet werden musste. Das jedenfalls war das Kalkül der Gaskriegspropagandisten. Aber selbst im Fall einer Gasvergiftung, so das Zusatzargument, war die Letalität deutlich niedriger als bei anderen Verwundungen: Granatsplitter waren zu mehr als 50 Prozent tödlich, bei Verwundungen durch Infanteriewaffen lag die Todesrate bei etwa 30 Prozent, bei Gasvergifteten betrug sie unter 5 Prozent.

Das lag an den Schutzmassnahmen gegen die Wirkung eines Gasangriffs. Wie konnte man den Widerstandswillen der Soldaten aufrechterhalten, wenn es «nach Gas roch»? Wie liessen sie sich zum Aushalten in vergifteter Umwelt bringen?

Die Antwort auf den Gasangriff war die Gasmaske, und wie beim Stahlhelm war das deutsche Modell mit kurzem Rüssel und auswechselbarem Kohlefilter am effektivsten. Gemeinsam mit dem Stahlhelm hat es die Ikonografie des Krieges geprägt: das Verschwinden des menschlichen Gesichts hinter der Gummimaske, die runden Glasöffnungen für die Augen und der Stummelrüssel, der dem Soldaten etwas Urzeittierisches gab. Die runden Augengläser sahen aus wie weitaufgerissene Augen und liessen den Soldaten als ein hochgradig verletzbares, furchtsames Wesen erscheinen.

Auf vielen Bildern trägt der Soldat mit Stahlhelm und Gasmaske keine Schusswaffe, sondern eine Handgranate, die er im nächsten Augenblick gegen den Feind schleudern wird. Stahlhelm, Gasmaske und Handgranate sind die Trinität des Stellungskrieges. Gelegentlich kommt noch der Flammenwerfer hinzu, eine von deutscher Seite erstmals bei Verdun eingesetzte Waffe zum «Ausräuchern» von Bunkern.

Mit hohem Druck wurde ein brennendes Ölgemisch gegen feindliche Befestigungen geschleudert, wobei das durch Schiessscharten und Belüftungsschlitze eindringende Feuer die im Bunker liegende Munition zur Explosion brachte oder die Verteidiger verbrannte. Keine dieser Waffen war kriegsentscheidend, aber sie alle

Die Kriegsparteien: Links die Alliierten, rechts die Zentralmächte.

trugen zu den Schreckensbildern des Weltkriegs bei. Die grössten waffentechnischen Sprünge vollzogen sich im See- und im Luftkrieg. U-Boote, vor dem Krieg als Hilfswaffe bei der maritimen Kleinkriegführung angesehen, avancierten, nachdem sich die Schlachtflotte als weithin unwirksam erwiesen hatte, bei den Deutschen zum wichtigsten Instrument der Seekriegführung.

Das war freilich nur möglich, weil die herkömmliche Seemine zu einem mit Eigenantrieb ausgestatteten Unterwassergeschoss, dem Torpedo, fortentwickelt worden war. Erst der Torpedo, der den Unterwasserangriff ermöglichte, versetzte die verletzlichen U-Boote in die Lage, schwerbewaffnete Kriegsschiffe zu versenken.

Strategisch wurden die U-Boote freilich nicht gegen Kriegs-, sondern gegen Handelsschiffe eingesetzt, um die Versorgung der Britischen Inseln mit Wirtschaftsgütern zu blockieren. Als es den Briten im Sommer 1917 gelang, diese Gefahr abzuwehren, stand fest, dass sie auf längere Sicht den Krieg gewinnen würden.

Vollkommen neu war die Erschliessung des Luftraums für die Kriegführung – eine Entwicklung, vor deren Folgen die Pazifistin Bertha von Suttner vor 1914 eindringlich gewarnt hatte. Die Militarisierung des Luftraums führte dazu, dass Front, Etappe und Heimat ihre herkömmlichen Trennlinien verloren. Der strategische Luftkrieg gegen Grossstädte nahm im Ersten Weltkrieg seinen Anfang. Die Zahl der dabei getöteten Zivilisten blieb zwar im vierstelligen Bereich, aber das war der Anfang für eine Entwicklung, die nicht mehr angehalten werden konnte.

Da sich im Luftraum militärische Überlegenheit durch die bessere Technik am leichtesten herstellen liess, entwickelte sich hier auch die grösste Innovationsdynamik: Die Verwendungsdauer eines Flugzeugs betrug einige Monate, und wenn es während dieser Zeitspanne nicht abgeschossen wurde, war es technisch überholt.

Jagdflugzeuge

Aus den Beobachtungsflugzeugen der ersten Kriegsmonate, aus denen der Beobachter mit der Pistole schoss, wenn er auf ein gegnerisches Flugzeug traf, entwickelten sich die um ein Vielfaches schnelleren Jagdflugzeuge, bei denen starr eingebaute MGs durch den Rotationskreis des Propellers schossen. Flugzeugführer und Maschine verwuchsen so zu einer einzigen Waffe.

Was es am Boden längst nicht mehr gab, fand nun am Himmel statt: ritterlich ausgetragene Duelle. Die Jagdflieger wurden zum letzten Refugium der Heldenimagination. So waren die Wirkungen der waffentechnischen Entwicklungssprünge durchaus ambivalent: Während die Industrialisierung des Krieges am Boden das Heldenideal auslöschte und den Kampf in ein Aushalten des grossen Grauens verwandelte, schuf sie im Luftkrieg einen «Kriegsschauplatz», auf dem noch einmal nach ritterlichen Idealen gekämpft wurde.

Viele Jagdflieger haben sich als «Ritter der Lüfte» gefühlt und sind in bunten Maschinen in den Kampf geflogen. Die im Dreck der Schützengräben liegenden Infanteristen, so liest man in vielen Berichten, blickten staunend nach oben. Was sie dort sahen, waren Zukunft und Vergangenheit des Krieges zugleich.

Der Erste Weltkrieg

Vorspiel, Verlauf und Folgen. Führende Historiker und Denker über die Urkatastrophe: Christopher Clark, Max Hastings, Guido Knopp, Thomas Weber, Herfried Münkler, Carl Spitteler u.v.a.

«Weltwoche»-Sonderheft, 44 Seiten
Fr. 6.50 (inkl. MwSt., exkl. Porto)

Bestellung Online:
www.weltwoche.ch/ersterweltkrieg
Telefonisch: 043 444 57 01.